

seht, die aus einer
der Verbesserung
den vergangenen
in junger Walbrut
nd erhöhte Gang-

ater. In der Ort-
stiffenwater mit 36
jüngste Großvater
der jüngsten Groß-

harte
hsmart

nhof in Frankfurt
Schwarzfahrer
it seiner gültigen
Frankfurt fahren
or der Abfahrt traf
Frankfurt wollte,
nützen wollte. Um
enfalls mit dem D-
An der Sperre
er 25 Pfennig
Statt dies zu tun,
ginn zu versäumen,
nungen nichts nüt-
den erhöhten Fahr-
erdm später wegen
Straße von 70 M.
zu verhalten hat.

04

meister der Stadt
nte Ehrenting der
te Mitbürger ver-
dieser Ring nun an
erlichen worden, die
errang, und zwar
emann, Kaltwilt,
huh, sowie in Un-
Ehrenvorständen
Böhmer überreichte
erlinges diese Aus-
für ihre Leistungen
Zeitraum zum An-

an, und die Stadt
berberge das sicherste
n neuer Bürgermei-
Gotteshaus auf seine
n Jahres wurde die

diesen Tag seit 350
ir mehrere Lesarten.
ig hätten im kalten
lung der Kirche auf-
bärten. Die andere,
sfrauen hätten an
nischen Zubereitung
langen Eröffnungs-
Wie dem auch sei
r Jahrhundert zum
entwickelt, mag auch
er Art gewesen sein

in Deinem Kopf.
danft, meinem Kate

es überdenken und
darüber", sagte die
te, daß man dem

be nicht, daß ich an-

gentliches Ergebnis.
von selbst kommen
rei Tage vergangen,

e er seinen Jungen,
mend. "Bist Du Dir

tege er noch. Dann
traus:

enannt, bis zu dem
he Frage?"

Deine Prozeßange-
ergehen! Wozu willst

his weiter. Ach ver-
entscheidung zu ent-

wundervollen Um-
en. Die Gutsverwal-
pektor verstand seine

em seine Nichte end-
zurückkehrte. Er

an men?"

irn. Er setzte sich an
Wort wägend, einen

g. Dann ließ er an-
seinen Brief makte er

Antwortschreiben,

brummen, so lange

werden. Aber dann
einer großen Erfolge

hört das Gut end-

anderen Augen ent-
setzte ihm jetzt helle

und seinen Besuch an-
st in das Leben der

in der Figur als
für beweglicher und
gen. Es wurde ein
lange nicht mehr er-
(Fortsetzung folgt.)



Der illustrierte Sonntag



Nummer 49

Sonntag, den 8. Dezember 1940

9. Jahrgang

Landschaft des Lebens

Ein Gleichnis von Willi Fr. Köniher

Unser Leben ist eine Landschaft, reich und vielfältig in Formen und Ansichten: Busch und Wald, Wiese und Acker, wildes Gestrüpp und gezähmtes, gelichtetes und gepflegtes Gehölz; durchzogen von Wegen, die schon die Väter geebnet und gebaut haben, von Fußpfaden, die ein einzelner geschritten ist, einmal, ohne daran zu denken, daß er einen Weg bahnen wollte.

Und irgendwo in dieser Landschaft, irgendwo im Dolein wächst und wuchert noch für jeden von uns ein Stück Urwald, unbebaut, ungeordnet, unerforscht. Wir rankt das Unterholz um die Stämme der Bäume. Quer über den Weg hängt das Gestrüpp der Äste. Wild hat ein tosendes Wasser die Felsbrocken zwischen Wurzeln und Farn gewälzt.

Unser Leben ist eine Landschaft: wo sie gepflegt und geordnet ist, wird uns übertragen. Ordnung zu halten und weiterhin Pflege zu üben. Die Straßen, die von uns gebaut sind, sollen nicht verfallen, denn auch nach uns kommen andere, die sie gehen werden. Der Wald, der vor unserem Leben gewachsen und unter sorgfältiger Hut gelichtet und gehütet ist, darf nicht wieder wuchern und wildern, denn auch nach uns kommen andere, die unter seinen Ästen stehen und im Dom der Buchen oder Eichen, der Nichten oder Riefen stille Stunden mit sich selbst suchen. Die Felder, die vor uns bestellt sind, sollen nicht Unkraut tragen, wenn sie in unsere Obhut kommen, denn auch nach uns werden andere Frucht von ihnen fordern, das tägliche Brot für sich und ihre Kinder.

Unser Leben ist eine Landschaft: wo sie wild und zerklüftet, wird und zerklüftet von unwegsamen Schluchten ist, da ist uns die eigene Aufgabe übertragen. Denen, die nach uns kommen, soll sie ein Garten sein oder ein Dain, denn auch sie werden nach ihr Stück Urwald zu roden und fruchtbar zu machen finden.

Wer nur eine Straße vor sich sieht im Leben, wer nichts anderes vor sich sieht als nur einen ausgetretenen Weg vor seinen Füßen, wer nur diesen einzigen Pfad läuft oder schlurft, marschiert oder schleicht der ist arm am Leben. Er sieht nicht den Reichtum, der rechts und links der Straße wächst, nicht die Freude der Entdeckung, nicht die Lust männlicher Unternehmung, nicht das Glück des Robens und Bauens, nicht die Befriedigung des eigenen Werkes.

Nach vor Fuß setzen und die Hände bequem in den Taschen zu tragen — das mag den Trägern, den Unlustigen, den Feigen beglücken.

Der Mann aber dringt in das ungebaut, unerforschte, ungelichtete Gelände ein, wie ein Forscher den Urwald durchdringt.

Es ist kein Wahl- und zielloses Schreiten im Urwald, kein Kreuz und Quer nach Belieben und Laune.

Nach spannen sich die Hindernisse über den Weg, und in die Hand des Vordringenden gehört ein scharfes Buschmesser. Wer nicht zumachen versteht und wem die Kraft verläßt, das Peil zu schwingen, der muß sich zurückziehen auf die Straßen, die andere gebaut haben, oder er kommt unrettbar um.

Nur dem Unerfahrenen, dem Garten, dem Mutigen gehört der Weg durch den Busch — nur dem, der nicht in die Breite und in die Länge läuft, daß er seinen Vorrat an Kraft und Nahrung verbraucht hat, ehe er ans Ziel gelangt.

Wie der Wald im Urwald, so sind wir alle irgendwo in unserem Leben allein. Da breitet sich plötzlich keine festgefügte Straße mehr vor unseren Schritten, da können wir nur noch Zöll am Zöll des neuen Weges selbst erkämpfen. Da gehört das scharfe Messer in unsere Hand, abzubauen, das scharfe Messer, zu zerhacken, was hemmt, zu zerhacken, was bindet. Es ist nicht immer leicht, hart anzuschlagen. Manchmal reißt es im Arm, daß es scheint, der Muskel wolle zerpringen. Manchmal auch gelingt es erst nach abermaligem und wiederholtem Zuschlagen. Aber es muß gelingen. Denn die unbebaute, wilde Landschaft in unserem Leben ist nicht gewachsen, daß wir daran vorübergehen, daß wir einen bequemen Umweg darum machen: sie will bezwungen sein, will erschlossen werden, denn sie birgt geheimen Reichtum, ohne den unser Leben schal und flach wäre.

Der Reichtum solcher Landschaft, die wir erobern, durch die wir Straßen ziehen, deren Wälder wir roden, deren Felder wir fruchtbar machen, ist nicht unser Reichtum allein. Wir bauen die Straßen für uns und die anderen, für die, die neben uns schreiten, und für die, die nach uns kommen. Es ist nicht einer, der nicht einen Kameraden hätte, dem er einmal das Baummesser aus der Hand nähme, zuzupacken, wo des anderen

Kraft geringer wird. Es ist nicht einer unter uns, der nicht die Steine aus dem Wege räumt, daß der Fuß des Kameraden einen Weg findet.

Reich an Wegen ist unser Leben: an solchen, die wir schon kennen an anderen, die wir erst, erstaunt und überrascht, entdecken: wiederum an anderen, die wir selbst bauen.

Eine Landschaft ist unser Leben.

Und eine Landschaft ist das Leben des Volkes, wie das unsere von Wegen und Straßen durchzogen.

Wir bauen alle mit an diesen Straßen. Sie wachsen durch das Land, sie laufen zu den großen Zielen. Wir schreiten sie alle mit.

Und wo sich Busch und Baum, Wildnis und unwegsames Gelände, Sturzwasser und Geröll hindernd und störend entgegenstellen, da packen wir an, räumen beiseite und machen den Durchgang frei.

Viele Straßen baut jeder für sich in seinem Leben. Aber sie würden wie Arme im Urwald ins Nichts, in Dunkel, in Wirnis münden, lähe nicht jeder das Ziel, wohin sie laufen und laufen müssen.

Irgendwo aber laufen einmal alle unsere Straßen zusammen: zu der einen großen Straße, zu dem Weg unseres Volkes, der frei und eben Wildnis, Sumpf und Niederung durchschneidet und dessen Wegweiser in die Zukunft zeigen.

Klima kommt vielleicht erst in zwanzig oder dreißig Jahren einmal wieder! Vielleicht!

Von solch froher Erwartung durchwärmt, ist der Alte allmählich in 1200 Meter Höhe angelangt. Ueberraschend schnell dämmert nun auf einmal der blasse Morgen durch den Wald, der hier ein nur noch manneshoher, steinblockdurchwühlter Urwald ist.

In mildem Zwielicht hocken da, in geräumigen Abständen, die grimmigen wetterzerzauften Fingertannen wie glühend träumende Bergseen in wehklammernden weitgebauchten Reifrost oder stehen wie streitbare Märchenritter herrlich aufgerichtet, in silberglänzender Kristallrüstung. Es sieht aus, als sei die ganze weiße Felsgesellschaft schon erst von einem höflichen Reigentanz auseinandergetreten und stehe nun plötzlich in veräuselter Starrheit da, weil ein Mensch sie beinahe in ihrer geheimen Süßbarkeit überrascht hätte.

Da nimmt der riesige alte Fäger leise seinen grau-grünbraun verwitterten Fels vom weichen Haupte und steht hochaufrichtig, selbst anzuhaun wie ein bereifter Baum, ein paar Minuten regungslos im weichen Schweigen still.

Dann geht er ernst, den Hut noch immer in der Hand, mit unhörbaren Schritten langsam aufwärts in den hohen roten roten Wintermorgen.

Der weiße Wald wird immer niedriger und lichter und bleibt allmählich ganz zurück. Hier in 1200 Meter Höhe fängt die baumlos weite Höhentundra an! Sie ist in ihrer uferlosen Einsamkeit zur Zeit noch nicht zu übersehen, obwohl der Tag schon reichlich hell geworden ist. Gebietend ruhig liegt die leere Felsenlandschaft da und mahnt mit ihrer stummen Strenge, daß sie nur äußerst selten so abgeklärte Reiterstunde halten darf wie gerade jetzt.

In diesem Augenblick ist auch die große Stille schon zu Ende! Der alte Wanderer trägt diesmal selber die Schuld daran. Es ist vorbei mit seinem unhörbaren Gehen. Denn jetzt zerbricht auch jeder noch so leise Tritt mit hellem Klirren mindestens ein Duzend handhoher scharfer Messerklängen aus blankem Eis, die milliardenfach wie eine grimmige Winteraat steil aus dem steinigen Boden zu spritzen scheinen. Ein hohes schen schnallt der alte Fäger seine Felsklohlen ab und raffelt von nun an in seinen klöppigen ellenbezahnten Bergschuhen wie ein plumper Störenfried weiter den Bergpfad hinauf in die immer rosiger aufleuchtende Hochlandseinde.

Bläulich bleibt er mit einem stauenden Schnaufen stehen: Etwa fünfzig Meter vor ihm glüht langsam, aber durchdringend purpurrot eine Art kleiner Leuchtturm auf! Was ist das für ein Morgenpust hier oben?

Bald darauf weiß der Alte Bescheid. Das ist ja doch der alte bekannte, ganz gewöhnliche Wegweiser nach der Schneegrubenbaude! Der hat nur diesmal auf seiner Tafel im Raubreif gegen den Nordwestwind hin einen ganzen Schwarm armlanger paralleler Eiskrallen sich wachsen lassen. Die spiegeln jetzt in der aufgehenden Sonne wie der Plendenapparat einer Leuchtfenerlaterne.

Aber nur ganz wenige Minuten dauert dieser Flammengruß. Dann erlischt das Purpurlicht, und der Wegweiser steht wieder eisgrau waffenstarr im kalten Dämmerstimmer der schwer-mütigen Steinwildnis. Wer weiß, ob überhaupt ein Mensch ihn jemals so wird wieder spiegeln sehen?

Der große Alte hat sich dieses ionderbare Lichtsignal jedoch sofort als eine freundliche, für ihn bestimmte Weisung in geheimen Zeichen ausgelegt und geht nun schleunigst mit laut prasselnden Schritten durch die gläsern spitzernden Eiskrallen den gewiesenen Weg.

Nach einer Viertelstunde raschen Steigens, als er in 1400 Meter Höhe um die letzte kahle Felsenlehne biegt, starrt er, erschrocken und begeistert, in eine ungeahnte stille Schau voll Riesentraum und Urweltphantasie:

Ganz vorn am Wege steht im plötzlich dichten Nebel, drei Meter hoch emporgerichtet, ein bläulich graues, wohl vierzig Zentner schweres Ungeheuer aus blankem Eis! Ein aus verschollener Erdgeschichte anscheinend wiederauferstandener Saurier! Zehn Meter weiter wieder einer! Und so fort ein ganzer karawanenhafter Auftrieb solcher Ungeheuer, die alle mit weit aufgerissenen Raubtierrachen und geböckelten Häuptern, Fangarme reckend, erstarrt wie auf ein Lösungswort im stillen stummen Nebel lauern, als hätte der Gedanke eines großen Rauberherrschers sie hier auf kurze Zeit vergessen stehen lassen. —

Am nächsten Morgen ist der ganze wundervolle Raubreiftraum wie unter einem heißen Dampf in ein Nichts zeronnen. Ueber Nacht ist Temperaturumkehr! von zehn Grad Kälte auf acht Grad Wärme, eine andere Sondererscheinung des Riesengebirges, gebietend aufgetreten. Und die Eisungeheuer aus der Urzeit sind wieder nückterne Schneefangen geworden.



Dorweihnachtszeit - Das zweite Adventslicht wird angezündet

(Lebrun / M.)

Raubreifs Tiergarten von Eich Hointis

Zeit drei Stunden schon steigt der große weißbärtige Professor, Tiermaler, Wildbauer und Jäger Heidenbahn langsam den steilen, schmalen Firschweg aufwärts durch den noch nachtschwarzen Winterwald, hinauf zum Kamm des Riesengebirges.

Es ist um diese frühe Morgenzeit lautlos hier oben.

Und der riesige Alte schreitet so behutsam und bedächtig, daß er auf seinen untergeschnitten fingerdicken Felsklohlen wie ein wesenloser Schatten fast unmerklich durch den dichten Wald einherzischeln kann. Sogar seine langen, tiefen Atemzüge gehen und kommen geräuschlos.

So erlebt er denn auch heute wieder einmal das unvergleichlich feierliche Schweigen im Bergwald, das unter vielen Millionen von Menschen kaum ein einziger so gut kennt wie er, mit inbrünstigem Glücksaufblitz. Zugleich ist er jetzt schon

durchdrungen von heimlicher Vorfreude auf die künftlerische Großüberfaltung, die er sich von seinem ehrfürchtig verehrten Hexenmeister „Raubreif“ beim Eintritt in dessen berühmte Riesengebirgsverfaltung für diesmal erhofft. Denn ein Raubreifeilaboratorium von so erstaunlicher Besonderheit gibt es sonst in ganz Deutschland nicht wieder, nicht einmal in den gewaltigen Alpen!

Alle Vorbedingungen für eine derartige Großüberfaltung sind allem Anschein nach für heute gegeben: Es hat bisher seit Winterbeginn nur ganz wenig geschneit, eigentlich bloß dann und wann ein bißchen mit feinstem Schneestaub geriefelt. Aber — uns das ist die Hauptsache! — seit ein paar Tagen ist das ganze Hochgebirge bei starker Kälte in dicke ruhige Nebelmassen eingehüllt gewesen, die Tag und Nacht ununterbrochen aus Nordwesten leise über den Kamm gewandert sind. Ein so ungewöhnlich günstiges Raubreif-

Das Glück auf dem Mooshof

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von F. Schröngamer-Heimdal, Passau-Haidenhof

Wer das Glück ohne Grenzen erfragen will, muß zu einer Mutter gehen.

Und so ging ich geradenwegs zur Moosbäuerin auf dem Mooshof. Es war ein wonnenvolles Wandern durch den heimatischen Frühlingwald. Der Seidelbast blühte in den Tiefen des Forstes, Leberblümchen und Anemonen lugten aus dem rostbraunen Laub der Haselbüsche, die den Weg säumten, die Waldwiesen waren überfüllt mit Himmelschlüssen, und in den Lüften war ein Lachen und Blauen, wie es halt nur dem Seimatfrühling nach einem langen, grimmigen, frostsirrenden Winter eigen ist.

Doch ich will die geneigte Leserschaft nicht mit lanatmigen Naturbeschreibungen hinhalten, sondern beschleunigten Schrittes zum besagten Mooshof geleiten, der ganz hinten in der Waldleiten liegt, einsamlich und versteckt wie ein Märchenhaus.

Und dennoch hat ein turmhoher Glück den Weg in diesen weiteinsamen Mooshof gefunden. An prächtigen Stämmen, an prunkenden Palästen, an tausend und aber tausend Menschenfiedlungen, wo es gewiß ebenso willkommen gewesen wäre, ist es lächelnd vorbeigekommen und hat seinen ganzen Segen ausgerechnet und einzig auf diese versteckte Waldhütte ausgeschüttet.

Die Märchenluten war ein Mann dieses zauberlichen Glückes auch über mich gekommen und hatte mich den Weg nach dem Mooshof gewiesen, um an Ort und Stelle zu erfahren, ob Unermehliches mit Menschenmaß zu messen sei.

Die Moosbäuerin schien mich erwartet zu haben. Denn als ich in die Stube trat, rückte sie mir den Schragen vor den Tisch, auf dem allerhand ländliche Lederbissen bereit lagen, und sprach:

„So, was, jetzt ist und trinkt zuerst, damit dich der fahbare Wirt für das haushohe Glück, das bei uns eingekehrt ist. Ich erzähle dir alles haarscharf und von aller Anfang an, auf daß du alles richtig beschreiben kannst. Da werden die Leute Augen machen, wenn sie das Glück auf dem Mooshof lesen. Mir steht jetzt das Herz noch still wie vor Witzschlag und Donnerkeil und ich greife mir oft noch vor den Kopf, ob denn alles seine Richtigkeit hat. Ist ja alles wie ein Traum und doch so wahr und wirklich wie der Brunnentrog draußen vor dem Fenster oder der Kessel am Hockstein drüben, über dem die Sabidate treffen.“

Ja, und hier an diesem Tische ist das Wunder dieses unglaublichen Glückes geschehen, gerade heute vor vier Wochen.

Die Leute haben schon lauten hören von dem Glück, aber Genaues haben wir noch niemand erzählt. Die wenigsten täten es verstehen, noch weniger täten es glauben, begreifen kann es überhaupt niemand.

Du bist der Erste, der alles wissen soll, und durch dich soll es die Welt erfahren in einer Kalebbergeschichte oder so. Du verstehst mich schon, wie ich's meine. Die Welt soll wissen, daß es noch Fügungen gibt, oder sagen wir gleich ein Wunder. Alsdann, mir's auf!

Der Lenz, mein Bub, hat schon von Jugend auf die Genossenschaft gehabt, daß er den ganzen Tag im Wald draußen herumgezogen ist. Und wenn er heimkam, hat er alle Tischen voll Moos gehabt. Das hat er denn schön auf dem Tisch da ausgebreitet, jede Art für sich, und ist traumtoll davor gesessen, bis ihm die Augen vor Schlaf und Müdigkeit zugefallen sind.

Wie er dann zur Schule gekommen ist, hab ich schon gemeint, jetzt vergißt er seine Flechten und Moose, aber weit gefehlt, es ist allweil noch ärger geworden. All mein Wetter und Grünen darüber war umsonst und so hab ich ihm seine stille Leidenschaft gelassen, obwohl ich mir sagte, daß sie keinen Wert hätte fürs Leben.

In der Schule hat sich der Lenz so gut gemacht, daß eines Tages der Pfarrherr zu mir gekommen ist und gesagt hat: „Moosbäuerin, der Lenz hat ein wunderhelles Kreuzköpfchen und ist ein so stiller, braver Bub dazu, daß ewig schade wär, wenn sein Talent auf dem Mooshof da verkümmern und verkommen müßte. Wie wär's, wenn der Bub studieren tät? Es wird zwar alle Jahr ein paar Mast-

ochsen kosten, aber das trägt der Mooshof schon und gilt nachher als sein Heiratsgut. Aber heiraten wird der Lenz eh nicht als ein hochwürdiger Herr. Oder gibt's etwa ein größeres Glück für ein Mutterherz, als einen Sohn im Dienste des Herrn am Altare zu sehen?“

Kannst du denken, wie mich die Red vom Pfarrherrn gepackt hat. Ich sag bleich: In Gottes Namen! Wie's der Herrgott haben will, so wird es geschehen.

Und so ist halt der Lenz ins Studium gekommen und alle Jahr hat ein Paar Mastochsen dran glauben müssen, so jündteuer war die Studiererei. Ja, wenn es nur etwas gefruchtet hätte. Aber der Lenz ist nicht losgekommen von seinem Moos. Hundertelei Arten hat er heimgeschleppt aus dem Wald, hat sie in dicke Mappen gepreßt und ihnen lateinische Namen gegeben, daß einem andern die Zunge abgebrochen wär beim Ausprechen. Nicht einmal in den Ferienzeiten hat er einen Halt gehabt daheim. In die weitesten Gegenden ist er hinausgerast, hat bei Wasser und Brot gelebt und bei Kohlenbrennern im Wald übernachtet, und wenn er dann heimgekommen ist, hat er halt wieder ganze Ranzgen voll Moos gehabt, wie's in unserer Gegend feins gibt. Die Glückseligkeit von dem Buben hätte ich sehen sollen, wenn er mir immer wieder eine neue, ganz seltsame Moosart gezeigt hat.

Ich dummes Weib hab von dem Zeug nichts verstanden und hab halt „Ja“, gesagt und „Ist schon recht, Lenz!“. Wie ist ein Wort vom Geißlichwerden über seine Lippen gekommen, obwohl er jedes Jahr die besten Zeugnisse beigebracht hat mit lauter Lob und Auszeichnung, auch im Fleiß und im Betragen.

Und wie es nachher so weit war, daß er sich für einen Lebensberuf entscheiden hat müssen, kommt halt ein Briefchen von ihm, ich weiß ihn heut noch auswendig.

Liebste Mutterherz, hat der Bub geschrieben, ich muß dir leider eine schwere Enttäuschung bereiten. Du hast im Stillen immer gehofft, mich dereinst als Priester am Altare zu sehen. Aber nach reiflicher Überlegung bin ich zur Ansicht gekommen, daß ich mein Leben der Naturwissenschaft weihen muß, insbesondere dem Studium der Moose, die es mir, wie du weißt, von Jugend an angetan haben. Aber auch dieser Lebensdienst ist ein Gottesdienst, denn gerade in der Fülle der unscheinbaren Flechten und Moose offenbart sich der Schöpfer in seiner ganzen Macht und Herrlichkeit. So bin ich denn berufen, seine Größe aus dem Kleinsten zu künden, das niemand achtet. — Liebste Mutter, du hast jetzt Opfer genug für mich gebracht. Ich will dir von nun an nicht weiter zur Last fallen, sondern mir den Lebensunterhalt auf der Hochschule durch Stundengeben selbst verdienen. Sei überzeugt, der liebe Gott wird alles zum Besten lenken, denn ich bin so glücklich in dem Berufe, der mir angetan ist. Verzeih mir, liebste Mutter, wenn ich dir ungewollt ein Leid zugefügt habe, und sei innigst bedankt für alle Opfer, die du bisher für mich gebracht hast. Der liebe Gott möge dir alles reichlich lohnen.

Ja, so hat der gute Bub damals geschrieben und mir sind die Tränen nur so heruntergekommen, wie ich den Brief gelesen hab, denn ich hab gesehen, was der Lenz für ein gutes Herz hat und daß es wirklich sein Beruf sein muß — das Moos. Ich hab ihm gleich eine gute Antwort geschrieben, daß er keinen Hunger leiden braucht in der Großstadt, denn auf dem Mooshof gehen auch fürderhin alle Jahre ein oder zwei Paar Mastochsen aus dem Stall.

So hab ich halt meinen schönen Priestertraum begraben, bei dem gewiß auch ein Trumm Eitelkeit von mir war, und hab mir wieder gedacht: In Gottes Namen, der Herrgott wird's schon recht machen, wenn er nur brav bleibt, der Lenz.

So sind die Jahre vergangen, bis der Lenz eines Tages mit einem Mordbrudersack angerückt kommt. In dem Rucksack aber ist nichts weiter als eine ungeheuer große Mappe mit lauter ausländischem Moos. Diese Mappe hat sich der Lenz aus einer Staatsammlung schicken lassen, damit er sie über die Ferienzeit — es ist so seine letzte Gewohnheit — studieren kann.

Und jetzt kommt das Wunder! Ja, wenn ich nur den ganzen Vorgang so erzählen könnte, wie ich's gehört. Aber du wirst mich so auch verstehen. Den ganzen Tag sitzt der Lenz über der Mordsmappe. Jedes Möslein studiert er mit dem Vergrößerungsglas. Und wie er so ungefähr in die Mitte von der Mappe kommt, liegt da ein Schriftstück in englischer Sprache, und das lautet auf deutsch:

Ver mäch t n i s

Vorliegende Sammlung von Flechten und Moosen habe ich als Handelsherr in freien Stunden, aus reiner Liebhaberei, aus allen Weltteilen zusammengetragen. Das Forschen nach Gottes Schöpfwerk, die sich gerade im Kleinsten und Unscheinbarsten am herrlichsten offenbart, hat mir tausendmal mehr Freude gemacht als die reichsten Erfolge meiner Handels-tätigkeit. Ich glaube zwar nicht, daß es außer mir noch einen Idealisten gibt, der sich mit gleicher Liebe und Sorgfalt wie ich dem Studium der Welt der Moose hingibt, und darum bin ich der Meinung, daß dieses Vermächtnis hier un-gelesen vermodert. Denn es ist so in der Samm-

lung untergebracht, daß es nur jemand entdecken kann, der sie mit Liebe und Hingabe studiert. Dem Idealisten aber, der diese Beingung wider Erwarten erfüllen sollte, brüde ich als würdigem Geistesbruder die Hand und vermahe ihm zur sorgenfreien Fortsetzung seiner Forschungen auf dem Gebiete der Flechten und Moose fünfzigtausend Dollar. Der Betrag ist gegen Vorweis einer amtlich beglaubigten Abschrift dieses Vermächtnisses zu erheben bei dem unten angegebenen Notariat in Chicago, bei dem auch meine übrigen letztwilligen Verfügungen hinterlegt sind.

Richard Katenbrod, Handelsherr.

Mein Lenz, läßt sich denken, macht gleich einen Lustsprung und wendet sich in der Stube herum wie ein Narrischer.

„Mutter,“ jubelt er in einem Trumm, „jetzt hat alle Zukunftsfrage ein Ende. Jetzt kann ich meinen Doktor machen und mich als Privatdozent

Erich Tüllner:

Die Heimkehr der Jrmgard Vantwelk

Um die Mittagsstunde eines heißen Sommer-tages hielt ein großer dunkelblauer Wagen vor dem Dorftrug von Hageland. War es schon ungewöhnlich, daß sich in das stille, abseitige Dorf überhaupt ein Fremder verirrt, so war dieser mittägliche Besuch doch gar nicht zu begreifen. Es begann denn auch ein aufgeregtes Sin und Her: ein Knecht schlug mißgelaunt die Hofstür zu, um den Blick auf die raudenden Misthaufen zu ver-sperren, ein Hahn krächte in die mittägliche Stille hinein, das Hausmädchen sog die Schürze zurecht und lächelte sogar ein wenig. Endlich, als der Fahrer schon ein ungeduldiges Signal hören ließ, stürzte Giesela aus dem Hause, dienteerte ein paar-mal und fragte, was sie bringen solle.

„Können wir bei Ihnen etwas zu essen haben?“ fragte die Stimme einer Frau aus dem geschlossenen Auto.

„Aber bitte sehr, meine Herrschaften, bitte sehr“, versicherte Giesela eifrig. Gierpeisen — und Schweinebraten — Kotelett, wenn Sie wünschen — und Salat dazu.“

„Gut“, unterbrach die Fremde den Redeschwall, „dann bleiben wir hier.“

Der Fahrer öffnete den Schlag, eine junge, hochgewachsene Frau von ungekünstelter Grazie stieg aus, ihr folgte etwas unbeholfen und, wie es schien, unfröhlich, ein großer, schlanker Mann, der an die fünfzig Jahre alt sein mochte.

Arm in Arm betraten die beiden das Gast-haus. Als Giesela eifrig fragte, was sie nun den Herrschaften zubereiten sollte, bekam sie zur Ant-wort, daß mit dem Essen noch gewartet werden solle. Sie, Giesela, kenne aber doch das Gut, das einmal der Familie von Affenheim gehört hatte und in den Tagen des allgemeinen Niederkunfts, jenen furchtbaren Jahren um 1920, in fremde Hände übergegangen war.

Natürlich kenne sie das, beteuerte Giesela, und sie wäre ja selbst da beschäftigt gewesen, und Jrm-gard, die Tochter des Herrn von Affenheim, die hätte sie selbst genährt — damals, bevor das große Unglück über die Familie kam, der Herr in Frank-reich fiel, das Gut verlor und Jrmgard zu einer Tante in die Stadt gegeben wurde.

Die junge Frau lächelte zu all dem, was Giesela schwatzte. Dann wieder wandte sie sich ihrem Begleiter zu und flüsterte ihm ein paar Worte ins Ohr. Die beiden tranken Rotwein — weiß Gott, wo Giesela den aufgetrieben hatte — und es schien, als wären sie sehr glücklich. Wie Giesela so erzählte, hinplauschend wie ein Bach, der unge-hemmt talwärts strömt, fragte die junge Frau plötzlich: „Und Sie wissen nicht, was aus Jrm-gard von Affenheim geworden ist?“

„Nein, gar nicht, gnädige Frau, gar nicht weiß ich das. Aber traurig ist es schon: ein Mensch, der so das Land liebte, die Pferde und die Schafe und die Felder und dann doch in die Stadt mußte.“

„Nun, Giesela, for' dich nicht, der Mensch hat seine Heimat nicht vergessen. Ich bin Jrmgard.“

Giesela verstand nicht gleich. „Das Fräulein Jrmgard — Fräulein von Affenheim — sind Sie?“ stotterte sie.

„Ja — aber nicht mehr Fräulein Affenheim! Das hier ist mein Mann, Selmut Vantwelk — und ich heiße jetzt Jrmgard Vantwelk.“

Giesela machte einen ungeschickten Krachfuß. Schließlich fand sie sich in ihren Gedanken wieder zurecht. Und nun sprudelte es aus ihr, als wäre eine gestaute Quelle ins Springen gekommen, und indes ihr die Augen trünten, rief sie: „Unser Fräulein, nein, die Freude — daß ich das nicht gleich gesehen habe — die Ähnlichkeit: wie da-mals, als Sie hier weggingen und das ganze Dorf Ihnen nachgewinkt hat — so klein waren Sie damals — so klein.“

„Schon recht, Giesela!“ begütigte Jrmgard Vantwelk. „Du darfst nicht so viel davon sprechen, sonst kriege ich Heimweh. Ich bin ja nur ge-kommen, um meinem Mann einmal die Stätten meiner Jugend zu zeigen. Ich habe ihm soviel davon erzählt: von der Reitbahn meines Vaters — von den Weiden, den Feldern, den Wäldern, von allem, was uns gehörte . . . und natürlich

niederlassen. Und noch etwas kann ich, aber das sage ich dir später, wenn ich wiederkomme.“

Also stürmt der Bub mit dem Vermächtnis davon.

Nach vier Wochen kommt er wieder und hat richtig die fünfzigtausend Dollar. Und noch etwas hat er — ein allerliebster Dornlein schießt er ge-schämigt zur Tür herein und sagt, das wäre seine Braut, eine gewisse Liesel, und die hätte das Moos gerade so gern wie er. Sie hätten sich beim Moos im Walde gefunden und ließen zeitweilen nicht mehr voneinander. Ein so starkes Band sei das Moos, dem sie sich hinfort in treuer Liebe- und Lebenskameradschaft widmen würden. Und heute sind die zwei schon auf der Hochzeitsreise nach Nor-wegen, wo es das allerfeinste und allerfeinsten Moos geben soll. Da schau her, da haben sie mir schon ein paar Karten geschickt aus diesem Nor-wegen . . .

„Ja, Moosbäuerin,“ sage ich, „das ist ja ein ganzer Roman!“

„Ein Roman?“ spricht sie dawider. „Mehr ist's wie ein Roman. Ein helles Wunder ist's, wenn man alles überdenkt. Und wenn du die Geschichte einmal schreibst, vergiß nicht auf den Finger Got-tes, du! Denn alles ist Fügung, alles ist Fügung — das glaube ich baumfeste, obwohl ich nur ein ein-fältiges Weibsbild bin. Das Glück auf dem Moos-hof ist der Beweis.“

auch von dir, dem alten Jochen, der mich auf den Bonnies reiten lehrte, und Karin, die wir hielten, weil sie so abgründig boshaft war. Das will ich ihm jetzt zeigen.

Die beiden erhoben sich. Arm in Arm ver-ließen sie den Dorftrug und gingen unter den hohen Linden über die Straße zum Gutshof. Giesela schaute ihnen nach. Fein, was für einen vornehmen Mann ihr Fräulein da bekommen hatte. Wie sie da hingingen, gerade, große Men-schen: Jrmgard in der Herrlichkeit ihres Wesens, und der Mann: aufrecht, ein Edelmann, dem man wohl glauben konnte, daß er die Liebe eines sol-chen Mädchens besaß.

Indessen erreichten Jrmgard und Selmut die Gutsanlagen. Auf den Hof gehen mochten sie nicht, denn der Schmerz, auf die vertrauten Orte in fremden Händen wiederzufinden, wäre doch zu groß gewesen. „Hier bin ich geboren“, sagte Jrm-gard nachdenklich, „in diesem weißen Haus. Zwei Stochwerke hat es, und meine Eltern zeigten drü-ben im westlichen Flügel mit Vorliebe das Zim-mer, in dem Väter übernachtete, als es gegen Napoleon ging. Da sind dann auch die Ställe — du spürst den Geruch. Das also war mein Leben damals: Pferde und Rühle, Reiten und Melken und dem Herrgott absehen, wie er seine Kreatur geschaffen hat.“

„Schön war das“, sagte der Mann vertraut. „Und nun die Felder — die Wege, auf denen du als Kind herumgetollt bist — die dein Vater umritten hat, jeden Tag, wie er mir erzählte, jeden Tag, ob es regnete oder die Sonne briet, ob es gewitterte oder schneite.“

„Ja . . . die Felder!“ „Wie das alles duftet! Wie schön das ist.“ Und wieder gingen sie schwei-gend hin, und nur ab und zu sprach Jrmgard ein Wort über die flammende Schönheit des roten Wohnes oder die satte Fruchtbarkeit der goldenen Salme.

Als Giesela die beiden zurückkehren sah, sprang sie in die Küche und setzte die Kartoffeln auf. Kar-toffeln werden sie bestimmt essen, sagte sie sich, wer ist denn hierzulande mittags nicht Kartoff-feln! Und davon setzte sie denn einen riesigen Kessel auf und schnitt auch Fleisch und machte Ge-müse zurecht: denn was konnte wohl gut genug sein, da das junge Fräulein endlich einmal nach Hageland gekommen war.

Jrmgard und ihr Mann waren mit allem zu-frieden, was Giesela gerichtet hatte. Das Essen wurde aufgetragen. Giesela stand in gehöriger Ent-fernung vom Tische und versuchte, den beiden an den Augen abzulesen, was sie verlangten. Sie bestellten abermals eine Flasche Rotwein. Giesela brachte die Flasche und setzte sie dem Herrn neben den Teller. Bevor sie einschenkte, fragte sie, ob es dem Herrn recht sein „Ja“, sagte der, „danke schön, Giesela“, und dabei sah er sie an, und sie schaute ihm ebenfalls, eigentlich zum ersten Male richtig und unbefangen, ins Gesicht.

Pflichtig begann sie zu zittern, das Glas ent-fiel ihren Händen fast, und wie vor einer räfel-haften Erscheinung floh sie, Schritt um Schritt, bis sie die Tür erreicht hatte.

„Ich geh dir ein, Selmut“, sagte Jrmgard schnell und stand auf.

„Danke dir schön, Jrmchen — der Wein ist gut!“

„Ja — die alte Giesela“, lachte Jrmgard, „sie ist immer so besorgt wie vor zwanzig Jahren . . . wie damals, als ich vom Pferd fiel und man für mich keinen Helfer mehr geben wollte. Damals!“ Dann entschuldigte sie sich für einen Augenblick und ging hinaus in die Küche.

Giesela stand in einer Ecke und weinte. „Des-halb weinst du?“ fragte Jrmgard Vantwelk hart. „Ist die Welt untergegangen, als mein Vater fiel — ist das Geschlecht der Affenheim ausgestorben, als unser Gut verpfändet wurde? Beherrschte dich . . . ich hab' es auch tun müssen.“ „Aber der Herr!“ schrie Giesela, als wäre ihr ein furchtbarer Schreck in die Glieder gefahren. „Der Herr ist doch blind!“

(Schluß nächste Seite)



Blick ins Tal

(Günther Herries)

Franz Kestner

Im allgemeinen lie-
gewässern nicht. Deren-
den Nummer und Ver-
auf den künstlichen Al-
friedlichen ist aber mi-
kommen. Nur selten
hungriger Vleier oder
oder rotierende, mit
metallisch beist. Da
hungrigen Vögelchen und
zum Fischen am stillen
Ausdauer, im Gegen-
förellembächen, die den
wegung halten. Und
Stunde fischend am
Einmal hatte ich sogar
den gepachtet, und
hüpfte sich auch an je-
Frühlingsabend. Ge-
hatte all seine Reize
Vogelgeflügel jubelten
weiße Federwolken in
blauen Wäldern das
prangten zwischen fri-
und Schaumtraut. In
ihre traulen Köpfe, un-
leise der Wind. Eine
war verführerisch zu.
Wenn man aber durch
das Herz zu schau-
habrabb, nahm Ruck-
telte nach Osten, wo
Altmasser blühte.

Wie stille es dort
leerte unentwegt sei-
und zu schwärzte eine
eine Reflektante.

Spiegelglatt lag d-
umprägt. Vögelchen
Wäldern tanzten über
Bant haubausgewach-
om Ufer dahin.

Da wollte das
spritzten in blinder
Gesichtspol schon her-
habe und verschwand
er aufgetaucht war.
ein feines Kränlein
in aller Ruhe seine

So schnell ich kon-
mit einem etwa fr-
fische, schlug einen L-
Weidenbüsche gedech-
recht geraucht hatte
ten der Kunst das
der Rucküberhauptum-
und dort mein Ziel

Als es zu dämm-
Ziebfischen zusam-
weg zu begeben. Ge-
das stille Wasser zum
Streifen auf, der
halbhochliche Wasse-
Raum mehr als ich
zu sehen. Da plun-
Stein in Wasser ge-
gepfeifelte Welle, u-
den. Nach dem Red-
recht geraucht und

Wiederholt war
mers am stillen Wa-
dem Beherrlicher der
Doch der ignoriert
Schliche. Da ward
stellte die Angelei

Als aber der S-
Flätter abwarfen,
großen Raubgeißel
Handwerk zu lege-
sogar eine Spinnr-
und schidte unver-
Einen großen Vor-
fandige Sechse fo-
berhauptmann ab

(Außer Verant-

Verpf

Wir können
haben, aber in
jedem einzelnen
auf die er eigen-
Unrecht hätte.
esse, sondern au-
heit, die von
mehr Nutzen her-
keine besondere
mitbekommen
beste Schulung
einem Schwam-
einem Stein
„Unertuglich
Führer,“ daß
vollständig tal-
ren Ausbildung
andere hunder-
bung ohne jed-
Der Verlust, de-
ist nicht abquid-
dieses höchste

Franz Kesting:

Der Räuberhauptmann



In Erwartung des Winters — Eine stille Melancholie liegt über der sonst so lebendurchpulsten Landschaft (Lange-Photo / M.)

Im allgemeinen liebt ich die Fischerei an stillen Gewässern nicht. Deren Vertrautheit schafft manchen Kummer und Verdruß, zumal, wenn man sich auf den künstlichen Köder spezialisiert hat. Den Friedfischen ist aber mit diesen Ködern kaum beizukommen. Nur selten, daß einmal ein besonders hungriger Blei oder Döbel auf das tanzende oder rotierende, mit Widerhaken gespickte Blantmetallstück beißt. Da bleiben nur die ewig hungrigen Barsche und Hechte. Jedenfalls gehört zum Fischen am stillen Wasser viel Geduld und Ausdauer, im Gegensatz zu unsern ewig lustigen Forellenbächen, die den Sportfischer in steter Bewegung halten. Und doch habe ich auch manche Stunde fischend am stillen Altwasser verbracht. Einmal hatte ich sogar die Fischerei in einem solchen gepachtet, und manch freundliche Erinnerung knüpft sich auch an jene Stunden der Stille.

Frühlingsabend. Ein wundervoller Maienabend hatte all seine Reize spielen lassen. Juchzende Vogelheulen jubelten dem Lenz ihre Hymnen, weiße Federwolken wanderten auf des Himmels blauen Bahnen dahin. Im Wiesentale aber prangten zwischen frischem Grün Dotterblumen und Schaumkraut. Da wiegten die Kopfweiden ihre krausen Köpfe, und im grünen Schilf wisperte leise der Wind. Eine Forellenfischerei winkte mir zwar verführerisch zu, jedoch nur in weiter Ferne. Wenn man aber durch den Dienst gebunden ist, so hat das Herz zu schweigen. Also nahm ich mein Ruder, nahm Rucksack und Angelzeug und zog mich nach Osten, wo im weiten Wiesengrunde das Altwasser blühte.

Wie still es dort war! Nur der Röhrfänger leierte unentwegt seine kausale Strophe ab. Als ich zu schwärzte eine Rasse, hier und da medierte eine Peltastine.

Spiegelglatt lag die Flut, von goldenem Lichte umsprüht. Viskellen schwirrten über das Schilf, Wägen tanzten über den Uferweiden, und eine samt halbhautgewandener Weißfische zog langsam am Ufer dahin.

Da wollte das Wasser auf, und die Fische spritzten in blinder Hast davon. Ein großer Hechtkopf schoß hervor, schnappte einen der Weißfische und verschwand ebenso schnell wieder, wie er aufgetaucht war. Nur kurze Zeit verriet noch ein feines Kräneln des Wassers, daß der Räuber in aller Ruhe seine Beute verzehrte.

So schnell ich konnte, vertauschte ich den Wurm mit einem etwa fingerlangen, lebenden Köderfische, schlug einen Bogen, nahte mich, von einem Weidenbüsche gedeckt, der Stelle, an welchem der Hecht geraucht hatte und bot ihm mit allen Reizen der Kunst das gappelnde Fischlein an. Doch der Räuberhauptmann dankte. Und ob ich hier und dort mein Heil versuchte, vergebens alle Mühe.

Als es zu dämmern begann, packte ich meine Ziebfischen zusammen, um mich auf den Heimweg zu begeben. Einen Blick warf ich noch auf das stille Wasser zurück. Da fiel mir ein silberner Streifen auf, der sich dem Ufer näherte. Eine halbbrüchige Wasserkratte durchdrang die Flut. Raum mehr als ihr Kopf war über dem Wasser zu sehen. Da plüschte es, als hätte jemand einen Stein in Wasser geworfen. Doch spritzte eine aufgeweilte Welle, und die Kratte war verschwunden. Nach dem Rechte des Stärkeren hatte sie der Hecht geraucht und in die Tiefe gezogen.

Wiederholt war ich noch im Laufe des Sommers am stillen Wasser. Nur dem großen Räuber, dem Beherrscher der Tiefe, galt all mein Bemühen. Doch der ignorierte alle menschlichen Ränke und Schliche. Da ward ich der Sache überdrüssig und stellte die Angelei ein.

Nachdem der Herbst kam und die Weiden ihre Blätter abwarfen, erinnerte ich mich wieder des großen Raubgeistes und tat alles, um ihm das Handwerk zu legen. Seinetwegen ließ ich mir sogar eine Spinnrute von ganz respektabler Länge und stiftete unverdrossen manche Stunde lang. Einen großen Vorbehalt und eifrig zwei- bis dreifundige Hechte konnte ich landen, ihn, den Räuberhauptmann aber nicht. Da versuchte ich mein

Heil mit Segeln, doch auch darauf fiel der Hecht nicht herein.

Der Winter kam und überzog das Wasser mit einer dicken Eisschicht. Das Hochwasser wälzte seine schmutzigen Fluten über die Wiesen und füllte den alten Tüpparm bis zum Rande. Und als es endlich Frühling wurde, fischte ich wieder am Forellenwasser und kümmerte mich auch den ganzen Sommer hindurch nicht mehr um den großen Hecht und seinen kleineren Spiegelgesellen. Als jedoch mit dem 1. Oktober die Schonzeit dem Fischen am plätschernden Bache ein vorläufiges Halt gebot, erinnerte ich mich wieder des alten, weidenumsäumten Kolles im Wiesentale und statete ihm den ersten Besuch ab.

Zunächst machte ich mal einen Rundgang um mein kleines Königreich. Die drei sich aneinanderreihenden, schlängelartigen gewundenen Arme des ehemaligen Flußlaufes lagen natürlich da noch, wie es seit Jahrzehnten der Fall war, aber es hatte sich doch manches verändert. Eine Reihe von Uferweiden war verschwunden. Aus anderen hatten sich Sütungen eine Hütte gebaut und waren wohl recht stolz auf das Werk ihrer Hände gewesen. Im Schilf aber fand ich allerlei untrügliche Anzeichen, daß Wildfische dem Altwasser ihre Besuche abgefaßt hatten. Sie schienen zu wissen, daß ich mich für diese Art Fischerei nur wenig interessierte, und so kein Räuber, da ist auch kein Richter. Jedenfalls setzte ich mit sehr gemischten Gefühlen mein Spinnzeug zusammen und begann zu fischen.

Die Weidenbüsche färbten sich bereits, und auch das Schilf nahm schon die Farbe des Todes an. Der Duft einer reichlich spät gemähten Grummetwiese zog über das Tal, und große Staren- und Schwärme stromerten über die Wiesen und Felder. Wildtauben kamen vom Walde und flogen zu Felde, und vom Himmel drang der Ruf wandernder Kraniche.

Zwar ließ ich die Schönheiten der herbstlichen Natur nicht unbeachtet, konzentrierte mich aber mit ganzen Sinnen auf Fische.

Ob der Räuberhauptmann noch lebte? Vielleicht hatte ihn das Hochwasser entführt, vielleicht war er einem Wildfischer ins Garn gegangen. Wer weiß?

Das Fischen mit dem Spinner in einem teilweise verkrauteten Gewässer erfordert die ganze Aufmerksamkeit des Fischers und ist durchaus nicht so mühselos, wie es sich wohl anfühlt. Fällt der Spinner auch nur eine Handbreit zu weit, so kann es geschehen, daß er an irgendeinem Hindernis hakt, fällt er eine Handbreit zu früh auf Wasser, so droht ihm das gleiche Schicksal. Überall lauern verunkelte Zweige und Äste, Ranken und andere Hindernisse. Gleich im Anfange mußte ich Vergebens zahlen und einen „Seing-Blinker“ nebst Vorfach opfern. Doch davon wird man nicht dummer und nimmt sich noch besser in acht.

Ich suchte einen weniger durch Hindernisse gefährdeten Platz auf und zwang dort den neuen „Devon-Spinner“ zu taumelndem Tanze. Aber die Hechte schienen keinen Hunger zu haben, denn all meine Angebote blieben unbeachtet. Schon wollte ich weiter gehen, warf aber der Spinner noch einmal hinter einen überhängenden Weidenbüsch. Da fühlte ich Widerstand. Ein kurzer Anstoß, und der Tanz begann.

Daß es der Hauptmann nicht war, merkte ich sofort, es schien aber immerhin ein annehmbarer Fisch zu sein. Doch auch der sträubte sich nach Kräften gegen sein Schicksal. Vergebens! Ein Drill von etwa zehn Minuten genügte, um ihn müde zu machen. Dann lag er gappelnd am Ufer.

Nachdem der etwa vierpfündige Barsch im Rucksack verladen war, begab ich mich zum letzten der alten Fische und begann aufs neue mit der Arbeit. Es wollte aber nicht mehr klappen. Deshalb montierte ich den Devon-Spinner ab und ersetzte ihn durch einen „Ever-Ready“. Doch auch der schien keine Anziehungskraft zu haben.

Schon rüstete sich der Tag, zur Ruhe zu gehen. Die Stare flogen in den Pappeln beim Dorfe ein

und begannen dort ihre abendliche Aussprache. Vom Felde zog der Rauch eines Kartoffelfeuers mit einer langen Fahne über die Wiesen, und die Dorfjugend kam, um das Vieh aus den umfriedeten Rängen in die Ställe zu treiben. Meine Hände wurden kalt und die Füße nicht minder. Ich war den Rummel satt, beschloß aber, noch eine Viertelstunde auszuharren.

Und nochmals wechselte ich den Platz, und wieder fiel der Köder mit leisem Schnalzen ins Wasser. Beim dritten Wurf fühlte ich einen Ruck, der mir die Rute beinahe aus der Hand gerissen hätte. Die Schnur straffte sich immer mehr, und ächzend knarrte die Rolle.

Ich gab dem Fische Schnur, solange ich es für gut befand. Dann bremste ich, denn wenn der Räuber die Vertrautheit des andern Ufers gewohnt war, war er verloren. Die Rute vor den Leib gestemmt und den Daumen der linken Hand bremsend an die Rolle gelegt, gelang es mir, die wilde Fahrt abzustoppen. Die Rute bog sich zwar fast zum Brechen, aber sie hielt, und langsam kurbelte ich den Fisch zu mir zurück.

Schon ragte sein Kopf mit dem gewaltigen Rachen aus dem Wasser. Wahrhaftig, es war der Räuberhauptmann oder sein Doppelgänger. Jedenfalls war es ein ganz kloßiger, für unsere Gewässer seltener Akerl. Doch der dachte gar nicht daran, sich in sein Schicksal zu ergeben.

Zum zweiten Male schoß er davon, erst zur Mitte, dann wieder zum jenseitigen Ufer. Und obermal gab ich Schnur, ohne die Fühlung zu verlieren, bis es Zeit war zu bremsen und den Hecht langsam zurück zu kurbeln.

Scheinbar willig folgte er auch dem eisernen Zwange, als er mich aber zu Gesicht bekam, war es mit seiner Ergebenheit vorbei. Meterhoch schoß er über Wasser, dann stürzte er wieder davon. Mochten die Finken an seinen Riefen zerren und ihm wahnsinnige Schmerzen bereiten. Er fühlte, daß es ums Leben ging, und das dachte er auf alle Fälle zu retten. Doch die tüftlichen Finken ließen nicht locker. Das stählerne Vorfach war unzerbrechlich, und die Schnur tat wacker ihre Schuldigkeit. Mir aber rann der Schweiß von der Stirn, obwohl der Hut sich bei dem Tumult schon davorgebeugt hatte.

Diesmal wollte der Hecht das andere Ufer auf jeden Fall gewinnen, und ich hatte Mühe genug, seine verzweifelte Flucht abzustoppen. Die Rute

bog sich und knirschte in ihren Fugen, meine Hände begannen zu zittern, und in der Reifengegen schmerzte es vom Stemma der Rute.

Der letzte Befreiungsversuch des Räubers war vergeblich, und zum dritten Male zog ich ihn zollweise zu mir herüber. Sein Kopf lag über dem Wasser, seine Augen funkelten in unheimlicher Wut, und drohend starrten die scharfen Zähne aus dem weitgeöffneten Maule. Er machte aber keinen Fluchtversuch mehr und zeigte als Zeichen der Ergebung seine helle Unterseite.

Jetzt hatte ich ihn nahe am Ufer und wickelte das Ende der Schnur um einen dünnen Ast. Bis an die Knöchel im Wasser stehend, beugte ich mich über den Herrn der Tiefe. Ein Griff mit Daumen und Zeigefinger in seine Augen, und ich hatte ihn in der Gewalt. So stieg ich mit ihm zum Ufer empor, während er mit seiner gewaltigen Schwanzflosse meine Knie peitschte. Dann warf ich ihn ins Gras, zog den Ruder und befreite ihn von aller Qual.

Nachdem er fünf Tage im Eisbänkchen gelegen hatte, wurde er reichlich gepickelt. Und dann haben wir ihn eines Abends zu vier Mann zu Gemüte geführt und sind alle satt geworden. Kein Wunder, denn er wog zwölf Pfund.

Die Heimkehr der Jrmgard Dantwelk

(Schluß von der 2. Seite)

„Ja — er ist blind! Mein Mann ist blind!“ Aber er ist blind geworden, als er meinen Vater aus dem Granatrichter retten wollte. Muß ich ihn deshalb nicht lieben? War es nicht recht, daß ich ihn geheiratet habe?“

Ohne auf eine Antwort zu warten, lehrte Jrmgard in den Gaitraum zurück, goß ihrem Manne neu ein und nahm mit ihm den Nachtisch. Dann verabschiedeten beide sich von Giesela auf die liebendwürdigste Weise.

Der große dunkelblaue Wagen lief an und zog über die staubige Landstraße davon. „Es war wunderschön, Jrmchen“, sagte Delmut Dantwelk. „Ich freue mich so, daß du mir einmal gezeigt hast, wie du als Kind gelebt hast. Wirklich... ich bin sehr glücklich.“

Jrmgard strich ihm leise übers Haar. In ihren Augenwinkeln machten sich ein paar Tränen breit. Da erreichte der Wagen die Hauptstraße, und nun ging es ohne Halt der Stadt entgegen.

(Schluß des redaktionellen Teils.)

(Außer Verantwortung der Schriftleitung.)

Verpflichtung der Begabten

Wir können nicht genug tüchtige Menschen haben, aber nicht immer war es möglich, jedem einzelnen die Ausbildung zu geben, auf die er eigentlich seinen Anlagen nach ein Anrecht hätte. Nicht bloß im eigenen Interesse, sondern auch zum Wohl der Allgemeinheit, die von Könnern natürlich unendlich mehr Nutzen hat als von Nichtkönnern. Wer keine besonderen Geistesgaben auf die Welt mitbekommen hat, bei dem nützt auch die beste Schulung nichts — man kann von einem Schwamm keine Festigkeit und von einem Stein keine Elastizität verlangen. Unverträglich ist der Gedanke“, schrieb der Führer, „daß alljährlich hunderttausende vollständig talentlose Menschen einer höheren Ausbildung gewürdigt werden, während andere hunderttausende von großer Begabung ohne jede höhere Ausbildung bleiben. Der Verlust, den die Nation dadurch erleidet, ist nicht abzuschätzen.“ Gute geistige Anlagen, dieses höchste Geschenk unserer Vorfäter, sind

also Vorbedingung für das Anrecht auf beste Ausbildung.

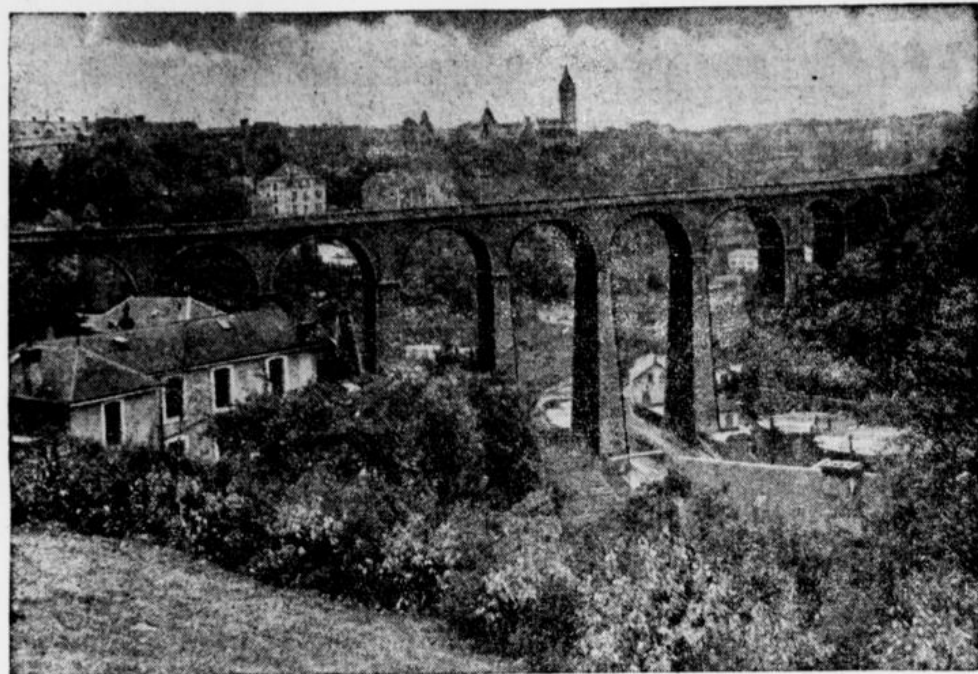
Eltern mit klugen Kindern haben das von jeher eingesehen und darum auch nicht die Kosten dafür gescheut. Selbst ein Goethe hat nicht daran gezweifelt, daß zur angeborenen geistigen Kraft auch die Schulung gehört, und er hat in seinem eigenen Leben nach dieser Erkenntnis konsequent gehandelt. Einmal, es war im Jahre 1829, sprach er mit seinem getreuen Edermann über das Problem, daß Erfahrungen nicht umsonst zu haben sind. „Eine halbe Million meines Privatvermögens finde durch meine Hände gegangen“, sagte er, „um das zu lernen, was ich jetzt weiß; nicht allein das ganze Vermögen meines Vaters, sondern auch mein Gehalt und mein bedeutendes literarisches Einkommen seit mehr als fünfzig Jahren.“ Für das, was er an Geldeswert erwarb, hat er sozusagen eifrig geistiges Saatgut eingehandelt, um sich zu immer höherer Vollkommenheit emporzuarbeiten.

Wenn wir natürlich auch kein Goethe sein können, so sollte doch jeder, wenn er geistige Vorzüge sein eigen nennt, dem Weisen von Weimar nachsehen, denn, wie der Führer bei einer anderen Gelegenheit feststellte,

„was aus ihm sprach, war nichts anderes als die Stimme des Blutes und der Vernunft“. Es gibt Eltern, die vielleicht nicht die gegenwärtigen Kosten einer guten Ausbildung ihrer Kinder scheuen, aber sich besorgt fragen, wie denn diese Ausbildung fortgeführt werden könne, wenn plötzlich und unerwartet der Ernährer der Familie aus dem Leben scheidet. Seitdem es nun schon über hundert Jahre in Deutschland eine Lebensversicherung gibt, hat diese Frage eigentlich kaum noch Berechtigung. Das gewöhnliche Sparen kann durch den Tod des Familienvaters wohl ein Ende finden, aber eine Lebensversicherung ist einer derartigen Gefahr nicht ausgesetzt; sie kommt den Hinterbliebenen ja eben gerade für diesen bedauerlichen Fall zugute. Darum hat auch die Regierung des neuen Deutschland der Lebensversicherung ihre besondere Anerkennung dadurch zuteil werden lassen, daß sie die einmal abgeschlossene Versicherung bei denjenigen, die ihrer vaterländischen Pflicht im Kriege genügen, durch gezielte Zuschüsse in ihrer weiteren Gültigkeit schützte. Das ist in unserem Falle besonders wertvoll für die Ausbildungsversicherung.

Gerade durch diese Art der Lebensversicherung können verantwortungsbewusste Eltern begabter Kinder auf lange Sicht hinaus das Leben ihrer Lieblinge gestalten. „Für die feinsten Wurzeln in der Tiefe der Persönlichkeit“, schreibt der bekannte Erbsenforscher F. Clausen, „aus denen das Wollen kommt, die Stärke und Reinheit des eigenen Antriebes, ist gewiß, daß pflanzliche Erziehung, Zucht und Vorbild ihre Entwicklung fördern können, in einem Umfange, daß die Persönlichkeit in unserer vielfach gestuften Wertordnung auf eine entschieden höhere Stufe getragen werden kann“. So erwacht begabten Eltern, die der Volksgemeinschaft begabte Kinder geschenkt haben, eine sie selbst bereichernde Verpflichtung von gegenseitiger Zukunftswirkung mit der beglückenden Aussicht auf schönste Erfolge. In der Erbsenveranlagung ist das Gefüge der künftigen Persönlichkeit gegeben; aber das bedeutet, wie F. Clausen mit Recht betont, nicht etwa blindes, unabänderliches Schicksal, nichts unentrinnbar Starres, sondern im Gegenteil „Entwicklungsmöglichkeiten und damit die jeden verpflichtende Aufgabe ihrer Erfüllung“.

Curt Bising.



Luxemburg, die Stadt der hohen Brücken: Der große Viadukt über das Petruschthal, der die Verlängerung der Alten Bahnhofstraße bildet. (Scherl / M.)

Christian sühnt die alte Schuld

Eine Bergmannserzählung
von Marie-Luise Maier-Tilleßen

Die Schicht war aus, und in Gruppen zu zweien, dreien, zu Rad und zu Fuß gingen die Klumpen heimwärts. Nur einer war, der sich an keine Ordnung hielt. Der kam früher morgens als alle anderen und ging erst später als alle anderen. Und tat dabei nichts anderes, als am Schachteingang stehen und an Mann um Mann die Frage stellen, leidend und leer im Ausdruck: „Soll ich dir die Lampe sichern? Glück auf und gib acht!“ Manche lachten dann, andere kicherten sich gar nicht um die unnötige Anfrage, einer nahm gar den Finger an die Stirn und fragte zurück: „Soll ich nicht dir einmal ein Licht anzünden, he?“

„Was ist denn eigentlich mit dem Lichtanzünder los?“ fragte einer, der noch nicht lange hier in Arbeit stand.

„Das ist eine tolle Geschichte“, wußte ein anderer. „Vor Jahren waren da zwei dicke Freunde, Lothar Schwing und der Christian Scholz. Tag und Nacht nebeneinander in Arbeit und Freizeit. Durch dick und dünn. Wie es junge Leute haben: abends bis in die Nacht durchgefeiert und morgens dreiviertel verschlafen. Dann aber los und ins Gefährte! Fünf Minuten von Schichtbeginn angeknüpft, ran in die Klamotten, her mit dem Handwerkszeug, schnell die Lampe. Los, ab! „Donnermetter, ist meine Lampe gesichert?“ hörte einer den Lothar fragen. „Ja, ja, schab ab, nur los!“ rief ihm der Christian nach, der noch nicht so weit war. „Ich hab' es gesehen.“ Weiß der Kruck, hatte er das nur so hingeworfen — noch halbverschlafen — oder war die Lampe sonstwie außer Takt gewesen — kurzum, am selben Vormittag ereignete sich in einem kleinen Seitenstollen, in dem Lothar schaffte, eine örtliche Explosion infolge einer ungesicherten Lampe. Lothar ist dabei geblieben. Als man Christian zum Verhör holte, war er schon nicht mehr bei sich.

„Ich bin sein Mörder“, schrie er das eine um das andere Mal und gebärdete sich ganz unsinnig. Es wurde mit der Zeit ein wenig besser mit ihm, aber ganz ist sein Geist nie wiedergekehrt. Zuerst war man ängstlich, als er sich dauernd in der Nähe des Schachteingangs herumtrieb. Aber mit den Jahren hat man sich an sein Gebaren gewöhnt und ließ ihn gewähren. Schade um ihn, er war ein guter, treuer Kamerad, ich kannte ihn noch vor der traurigen Geschichte, und dabei ist schon bald fünfzehn Jahre her, und der arme Kerl ist drüber ein alter Mann geworden.

„Schlimm war es noch, fügte ein anderer bei, „weil Lothar eine junge Frau und einen kleinen Bubden hatte. Christian stand allein.“

„Die Zeit eilt, nun ist der junge Lothar schon selbst wieder Krumpel und geht Tag für Tag an dem armen Kranken vorbei und hört die Frage, die seinem Vater das Leben kostete.“

Wieder vergingen ein paar Wochen; da sammelte sich eines Morgens vor dem Schachteingang eine größere Anzahl Bergmänner der ausführenden und einführenden Schicht. Die einen sagten: „Paßt auf! In einem alten Seitenstoll auf der Grundsohle spuckt eine Wasserader. Noch ist keinerlei Gefahr, aber ein Ungesicht könnte Schaden schaffen.“

„Ja, ja, Wasser im Stoll ist keine Freude, wenn man kein Al ist“, lachte der junge Lothar Schwing, der dabeistand.

„Lothar, gerade dir gilt es, du haust doch da unten, nicht wahr?“

„Der Lothar gibt schon acht, darauf könnt ihr euch verlassen, dank schon für den Wink und Glück auf!“ Die Frühlingsluft fuhr ein. Leer war die Stelle, wo Stunde um Stunde der einfältige Christian gestanden hatte. „Hat ihn einer von euch gesehen?“ fragte ein vorübergehender Steiger. „Er wird heimgegangen sein“, entgegnete einer, der gerade in der Nähe stand.

Aber das war nicht so. Er hatte wohl an seinem alten Platz gestanden, aber niemand hatte heute auf ihn geachtet. Plötzlich hatte er aufgehört wie einer, der aus einem schweren Traum

erwacht. „Wasser im Stollen!“ hatte er gehört und „Lothar gib acht!“ irgendein Dämmern war in ihm aufgefliegen. Oh, wie der arme Kopf schmerzte. Lothar, deine Lampe ist ungesichert! Lothar, wo schaffst du? In dem alten Seitenstollen. Da ist eine Wasserader. Lothar, gib acht. Alter Christian, weißt du nicht mehr, wo der alte Stollen ist? Doch, doch. Hier geht es hinunter und dann rechts — was für steile Knochen ich habe. Jetzt die große Axt. Schaffst denn hier keiner mehr? Abgeteufst. Doch, doch, ein Hämmerchen dort. Ja, ja, der Lothar, mein Freund, im Seitenstollen. Warum komme ich so langsam vorwärts, ich bin doch kein alter Mann? Nein — war es gestern abend auch lustig. Das kommt nun vom Feiern. Ich muß doch einmal schnell nach dem Lothar schauen, hab' wahrhaftig meine Haare oben liegen lassen. Aber, Serrgott, wer schreit denn da? Was rauscht denn da? Wie eng ist der Seitenstollen — eine Wasserader haben sie doch gesagt! Lothar, Lothar!

Ein alter Mann kämpft gegen einen Wassersturz, schreit um Schritt, schreit: Lothar, Lothar, Freund, ich komme. Da treibt es ihn schon entgegen: eine schwere Last. Er packt zu mit schweren, harten Bergmannshänden. Eine matte Stimme: „Ich habe sie angelassen, die Ader, Christian, hilf mir, wo hinaus, wo ist der Weg? Einig strömt es ihn an, steigt rasend an ihm hinauf, gierig, voll Haß.

„Nein, nein, du kriegst ihn nicht“, ruft der Alte statt einer Antwort, „ich stehe für meinen Freund, den Lothar.“ Trägt ihn wie ein Kind dem rettenden Ausgang zu, erreicht ihn, als gerade die anderen Kameraden, die auch das Schreien und Rauschen gehört haben, hereindringen. Greifen nach den beiden, dem bewußtlosen Jungen und dem durchdrungenen alten Mann, der plötzlich zittert und bleich wird. „Wert euch, ihr Jungen“, hören sie ihn sagen, und seine Augen sind klar und leuchtend auf sie gerichtet, während er spricht, „dem Freunde die Treue! Meinem Freund Lothar!“

Als sie oben ankommen, schlägt der Bergmann Lothar Schwing die Augen auf. Außer einigen Schürfungen und Pflöcken hat es ihn nicht erwacht. „Das wäre noch einmal gut gegangen“, sagt er. „Aber wer hat mich herausgehauen? War das nicht der alte Christian Scholz?“

Aber der hört nicht mehr das Schloß des Dankes und sieht nicht mehr die Tränen einer Mutter, die ihm des Sohnes Rettung verdankt. Ganz still hat sein Herz aufgehört zu schlagen, ausgelöscht war die Last seines Lebens durch die Größe seines Opfers.

Er ruht in Frieden.

Erzählte Kleinigkeiten

Sundermann erhielt eines Tages den Besuch eines ihm bekannten Studenten, der dem Dichter erzählte, er habe sein Studium aufgegeben. Er wolle sich um die Menschheit verdient machen und Schriftsteller werden.

„Aber deshalb brauchen Sie doch nicht Schriftsteller zu werden!“ sagte Sundermann. „Sie haben sich doch bereits um die Menschheit verdient gemacht, indem Sie Ihr Medizinstudium aufgaben!“

König Ludwig XIV. machte sich ein Vergnügen daraus, alte Leute seiner Umgebung häufig an ihren Tod zu erinnern.

So sagte er eines Tages zu einem alten Ritter:

„Zagen Sie mal, mein Lieber, haben Sie denn schon darüber nachgedacht, wo Sie sich eigentlich begraben lassen wollen?“

„Gewiß, zu den Frühen Eurer Majestät!“ entgegnete der Ritter schlaffertig.

Der König war von diesem Tage ab mit seinen Fragen vorsichtiger.

Das interessiert die Frau: Vorweihnachtliche Bäckerei

Neue Rezepte für gutes Weihnachtsgebäck

Immer näher rückt das Weihnachtsfest heran, und man muß allmählich an die Bäckerei denken. Wenn es auch dieses Jahr vielleicht ein bißchen schwierig ist, so wollen wir trotzdem nicht auf das Baden verzichten. Denn was wäre wohl ein Weihnachtsfest ohne Stollen und Pfefferkuchen! Und was würden wohl unsere Soldaten sagen, wenn sie in ihrem Weihnachtsbäckchen nicht ein paar von den üblichen, guten selbstgebackenen Plätzchen bekämen. Und erst die Kinder! Für die ist es doch die größte Freude, wenn sie der Mutter beim Baden helfen und vor allem natürlich auch naschen dürfen.

Wir geben die Rezepte für die Weihnachtsbäckerei vielleicht ein bißchen früh heraus, aber mit Absicht. Auf diese Weise kann sich die Hausfrau überlegen, was sie backen will, und wo sie am besten etwas einsparen kann. Und mit ein wenig Ueberlegung wird sie es zustande bringen, vollwertige Mahlzeiten auf den Tisch zu bringen und trotzdem Fett, Zucker und Eier übrig zu haben. An Sonntagen wird es wohl kaum fehlen, denn es gibt ja bei dieser Zuteilung wieder etwas, und außerdem kann man ihn sehr gut selbst herstellen. Wir geben gleich das Rezept:

Gelochter Honig

½ Liter Buttermilch, 250 g Zucker, nach Belieben etwas Zimt oder Vanillezucker. Unter Rühren kocht man die Masse 20–30 Minuten. Die Masse ergibt etwa 300 g fertigen „Honig“. Ein Stollenrezept wollen wir hier nicht angeben, denn da hat wohl jede Familie ihr eigenes altbewährtes Rezept. Aber noch ein anderer Kuchen eignet sich sehr gut als Weihnachtskuchen, das ist der

saftige Gewürzkuchen

60 g Fett, 250 g Zucker, nach Geschmack Pfefferkuchengewürz, evtl. 50 g Kakao oder Kakaopulver, 200 g geriebene rote Mohrrüben, 500 g Mehl, 1 Backpulver, etwa ¼ Liter entrahmte Frischmilch, 75 g Zitronat.

Fett, Zucker, Gewürz (und Kakao) werden gut miteinander verrührt, dann gibt man die Möhren hinzu und danach das mit Backpulver gemischte und geriebene Mehl abwechselnd mit der Flüssigkeit. Das in kleine Würfel geschnittene Zitronat rührt man zuletzt in den Teig. Er wird in eine gefettete, mit Papierfutter ausgelegte Kastenform gefüllt. Backzeit 60–70 Minuten bei schwacher Mittelhitz.

Und nun kommen all die guten Plätzchenrezepte. Als erstes gibt es

braune Pfefferkuchen

200 g Sirup, Runkelhonig oder Marmelade, 100 Gramm Zucker, 30 g Fett, 15 g Pottasche, 2 Eßlöffel Rosenwasser, 2 Eßlöffel entrahmte Frischmilch, 375 g Mehl, nach Geschmack Pfefferkuchengewürz.

Der Sirup, Runkelhonig oder die Marmelade werden mit dem Zucker und dem Fett aufgekocht, Pottasche mit dem angewärmten Rosenwasser aufgelöst, das Mehl in eine Schüssel gegeben, dann alle Zutaten miteinander vermischt und der Teig durchgeknetet. Es empfiehlt sich, den Teig einige Tage stehen zu lassen. Vor dem Backen wird der Teig noch einmal durchgeknetet, dann fingerdicke Rollen geknetet und diese in 1 cm ganze Stücke geschnitten, die Stücken mit den Händen nachgeformt und auf einem eingefetteten Blech gebaden.

Vorzüglich schmeckt Saferflockenspritzgebäckenes. Haben Sie schon einmal Gebäck mit Saferflocken hergestellt? Sie werden staunen, wie gut es ist.

Saferflockenspritzgebäckenes

50 g Fett, 100 g Zucker, 2 Eierbecher Milch, Zitronenschale, 100 g Mehl, ½ Backpulver, 200 g gemahlene oder gewiegte Saferflocken, Pfefferkuchengewürz.

Zucker und Milch rührt man mit dem schaumigen Fett 15 Minuten, gibt geriebene Zitronenschale, das geriebene Mehl, Backpulver und Saferflocken dazu und spritzt den Teig als Ringe oder S auf ein bestrichenes Blech. Hat man keine Spritze, setzt man mit einem Teelöffel kleine Häufchen auf. Das Gebäck wird bei guter Hitze etwa 30 Minuten gebacken. Die angegebene Menge ergibt ungefähr 45 Ringe.

Auch die braunen Herzen dürfen auf einem rechten Weihnachtssteller nicht fehlen. Deshalb wollen wir auch das Rezept noch anführen:

Lebkuchenzentren

125 g Runkelhonig, 150 Zucker, 1 Ei, evtl. 75 g Zitronat, 75 g Mandeln oder Kürbiskerne, nach Geschmack Pfefferkuchengewürz, 575 g Mehl (evtl. 375 g Weizenmehl und 200 g Roggenmehl), 5 g Pottasche, 5 g Hirschhornsalz, 2 Eßlöffel Rosenwasser.

Honig und Zucker läßt man aufkochen, dann abkühlen. Das Mehl wird gesiebt, die Mandeln feingehackt, das Zitronat feingehackt, Pottasche und Hirschhornsalz im Rosenwasser aufgelöst, alle Zutaten vermischt und durchgeknetet. Den Teig rollt man einen halben Zentimeter dick aus, sticht Herzen aus, bäckt sie und verzehrt sie nach Belieben mit Zuckerguß.

Und wie steht es den nun mit Margipan? Mandeln oder Nüsse sind schwer erhältlich, aber deswegen können Sie doch ein ausgezeichnetes Margin herstellen.

Margipan

250 g Puderzucker, 250 g Grieß, 2–3 Eßlöffel Milch, 8 Tropfen Mandelöl, 1 Eßlöffel zerlassene Butter.

Grieß und Puderzucker werden vermischt und mit Milch, Butter und Mandelöl gut verrührt. Dann formt man Kugeln, die man evtl. in Kakao oder Kakaopulver wälzt.

Aus diesen Rezepten können Sie sich nun etwas aussuchen, es braucht ja gar nicht jedes Gebäck zu sein und auch nicht so viel. Die Hauptfrage ist, daß überhaupt gebacken wird, denn zu einem rechten Weihnachtsfest gehört auch das Weihnachtsgebäck.

Noch einige zeitgemäße Rezepte

Biskuitplätzchen. 1 Ei, 66 g Mehl, 50 g Zucker, 1 Eßlöffel Puddingpulver, 1 Teelöffel Anis, 50 g Korinthen oder gehackte Rosinen, 1 Päckchen Vanillezucker, etwas abgeriebene Zitronenschale, 1 ½ Eßlöffel Wasser, ¼ Teelöffel Backpulver.

Man schlägt das Eiweiß mit dem Wasser schaumig und gibt nach und nach ½ des Zuckers mit dem Vanillezucker und der hauchdünn abgeriebenen Zitronenschale dazu und schlägt solange, bis eine cremartige Masse entsteht. Das Eiweiß wird zu steifem Schnee geschlagen. Dann gibt man unter ständigem Schlagen den Rest des Zuckers dazu. Den Schnee auf den Eigelbteig geben und das mit dem Pudding- und Backpulver gemischte Mehl darübergeben. Anis und Korinthen oder gehackte Rosinen hinzufügen und das ganze vorsichtig vermischen. Teelöffelweise kleine Plätzchen auf ein mit fettem Papier belegtes Backblech geben und bei starker Hitze etwa 10 Minuten goldgelb backen. Nach dem Backen mit Puderzucker bestäuben.

Zimtbröseln: 175 g Mehl, 125 g Zucker, 60 g Fett, 4 g Zimt oder 1 Päckchen Zimtblas, 1 Teelöffel Backpulver, 1 Ei, abgeriebene Zitronenschale.

Aus den angegebenen Zutaten einen Würbelteig herstellen, kleine Bröseln formen, die man mit etwas zurückgelassenem Eiweiß bestreicht. In Mittelhitz goldgelb backen.

Heitere Ecke

Der dreijährige Michel, das ist ein fleißiger Bub! Wenn er auch noch klein ist, so hilft er seinem Vater doch schon ordentlich beim Holzhacken. „So? Wie denn?“ „Ja, er spuckt ihm halt zwischendurch in d' Hände!“ (Berliner Illustrierte Zeitung.)

„Warum stierst du denn auf einmal so vor dich hin?“

„Nun hab' ich ganz vergessen, sagte meine Frau, ich sollte zwei Glas Bier trinken und um zehn zu Hause sein oder sagte sie, ich sollte zehn Glas Bier trinken und um zwei zu Hause sein?“ (Zugend.)

Erna prahlte mit den vielen Körben, die sie schon ausgeleert hat.

„Ach“, meinte die gute Freundin, „soviel Glück haben die Männer ja gar nicht verdient!“



„Ganz im Vertrauen, Herr Meier — ich höre, Sie haben Mißstasse zu verkaufen?“ „Gewiß, meine Dame — ein vorzügliches Gemisch — von Sommer- und Wintergerste!“ Zeichnung: Wolf

Bettstätten

Preis RM. 2.90. In allen Apotheken. Vorrätig in Lippstadt: Einhorn-Apotheke und Engel-Apotheke.

Inseriere im „Ill. Sonntag“!

Der illustrierte Sonntag

Verlag: C. F. J. Laumanns. Hauptverleger: Emil Reuber; Verlagsleiter: Friedr. Karl Laumanns; Anzeigenleiter: Herm. Schleppeport, alle in Lippstadt. Anzeigenpreis: 8 Pfennig pro 46 mm breite Anzeigenpalte. Anzeigenpreisliste Nr. 3.

Von einem Kranke der Professor, von den und für alle Kranken fernendes Wort.

Da lag in dem C mit den alten Linden bereitete, obwohl die munden schien. Ihr fallen, und im Februar haben bekommen, von eine böse Anna die packt hatte. Es stellt schon viele Wochen

Von der Schweiß den Nächten immer zu Hause fürchtete. E anhaltlichen Augen auf neigung bei ihr so ra an ihr Bett heran un geht mir gut!“ antw lam endlich die Frag und die er jetzt gerab möchte ihn endlich ei

Die Mutter ahnte getern einen Brief e hohes Fieber bekomme hoffnung für das fle kühlte, trauete sie ni daß sie sich noch etw bracht werden könn Rosten sei. „Herr B Wahrheit: Ist mein Darf ich lieber Herr gesund!“

Erst schüttelte de daß der Kranken le mattet jant die jung rend der Professor da gina und die Dunkel lautlos durch die vi die Kinnel geruien

Die junge Frau Leben zog an ihren an die glückliche, so leben. „Dann r und der Mutter zer lam in ein Heim, b hatten, es liehenoll

Wie freuten sich der Schule hörten, sei. Um so schwerer tennernte, dem l daß sie damit den k hatten, großen Kum zu der Fremde arl Cheltandsbarleben o

Da kam der Kri heil. Eine einzige heil Schneidemühl u Wochen, in denen trampfte, bis der e eine fremde Hand gefaßen!“

Dieses neue Le Freude konnte die Glück in der Welt i den die Wissegeleu liechten Mann jubt Rindchen anameld nicht mehr leben?

In ihrem großen tete schon immer s ihren Träumen un der zusammen war Frau jeglichen M freute sie sich darü ihr ganzes Denken galt. So lehte an Krankheit gar kein Mutter war froh, körperlichen Schme

In all diesen Ja gefragt, das von da sie von dem P ich große Anok u forderte seine Rech Suben zu helfen! sich die Nachtschw heuete, allherien r

Als der Professor war er überrascht! Bett und neue Le ung aus! Er e weil er deutlich e Seele gesund gew Durch die für Mutter: Da sie hante der Wissege Frau? Schnell di heilt. Endlich m

Auf Rehenpik mo ihr Büchsen i gen und leuchtend

„E

Ein geograph

Auf d meer g Namen

Man kennt a tario am Grand Wiscoulin am A einigten Staaten dem nordamerik „Kissalen“ von ten Alimais und man von einem Es ist schon ein wenn man diese dann mitten au wighen Waite langgestreckte B hören. Diese In ein größeres E durch mehrere a res 1634 am st überigen auch d schwer in Wille

Das deutsche schlichten Bauer farq wie alle Ka tem Markslan nterzia am NÄ lanqem Rande